

*Dr. Klaus Modick*

## **Die Leerstelle**

### **Unterwegs zu Eduard von Keyserling\***

1.

Ein alter Freund, dessen literarischem Urteil ich vertraue, empfahl mir vor einigen Jahren die Lektüre Eduard von Keyserlings. Das, da sei mein Freund sich sicher, müsse ein Werk nach meinem Geschmack sein.

Keyserling? Hatte ich noch nie gelesen, nur aus zweiter Hand etwas raunen gehört vom „baltischen Fontane“ und adeligen Impressionisten, von Dekadenzatmosphäre und Fin-de-Siècle-Stimmung. Und auch während meines Germanistikstudiums in den 1970er Jahren war Keyserling unerwähnt und unbehandelt geblieben, galt, wenn er überhaupt als oder für etwas galt, als literarischer Snob, eine kuriose Nebenfigur der Münchner Bohème um 1900, ein trivialer Unterhaltungsonkel, der so genannte Schlossgeschichten für höhere Töchter und adelige Witwen schrieb --- soweit mein aus Halbwissen geronnenes Vorurteil.

Ich griff also durchaus skeptisch, gewissermaßen mit spitzen Fingern, zu meiner ersten Keyserling-Lektüre, der Erzählung „Schwüle Tage“, erschienen bei Manesse. Der Verlag muss erwähnt sein, weil die Ausgaben in der ungewöhnlich schönen, auch editorisch sehr soliden Bibliothek der Moderne der dezenten Eleganz dieser Prosa so angemessen sind: Sie passen zu Keyserlings Stil wie maßgeschneiderte, über modische Albernheiten erhabene Anzüge. Schon die ersten fünf Zeilen nahmen mich für den Autor ein. Die Eisenbahnfahrt, heißt es da, „war ganz so schwermütig, wie ich es erwartet hatte.“ Und dann folgt ein Satz, der diese Schwermut besser ins Bild setzt als jede psychologische Begrifflichkeit es vermöchte: „Es regnete ununterbrochen, ein feiner, schief niedergehender Regen, der den Sommer geradezu auszulöschen schien.“

---

\* Als Festvortrag gehalten auf dem Verbandstag der Baltischen Ritterschaften am 20. Oktober 2019 in Hamburg

Mit jeder weiteren Seite schmolz der Schnee meiner Skepsis unter der Sonne dieser hellen Sprache, und sukzessive las ich mich durch alle erreichbaren Werke Keyserlings. Ich bewundere die stilistische Eleganz, den subtilen Humor, die durchgängig ironische Haltung, deren Spannweite von milde bis ätzend reicht. Dazu kommt ein präzises Verständnis psychologischer Vorgänge, insbesondere in der Evozierung erotischer Stimmungen, Spannungen, auch Verdrängungen. Und geradezu unübertroffen ist Keyserling als Schilderer von Landschaft und Natur. Während er die gesellschaftlichen Konventionen seiner Herkunftswelt und die psychischen Zustände ihrer Menschen fast ausnahmslos ironisch sieht, behandelt er die Landschaft mit einer unzweideutigen, liebevollen Innigkeit. Der Verfall der anachronistischen, verkalkten und verstaubten Welt des baltischen Adels steht im Kontrast zur Natur als einer quasi krisensicheren Wirklichkeit. Mögen die Tage von Keyserlings Leuten gezählt sein, das Land erscheint unwandelbar.

Und doch - selbst dies letzte Refugium der Schönheit schwindet. Zu den traurigsten, resignativsten Momenten in Keyserlings Werk zählt das wiederkehrende Motiv des Verkaufs von Wald durch den verschuldeten Landadel. Denn die Wälder waren das, was die Generationen miteinander verband. Man profitierte von dem, was die Vorfahren angelegt hatten, und man pflanzte und hegte für kommende Generationen. Das Abholzen des Waldes griff jedoch das letzte stabile, krisensichere Kapital an, ging an die Substanz. Die Kahlschläge bewiesen mit unübersehbarer Brutalität, dass Wälder und Landwirtschaft keine Lebensformen mehr boten und die Tage des kurländischen Adels gezählt waren. Die Zukunft gehörte den Industrien und Fabriken, den Stahl- und Kohlebaronen, deren Hochöfen mit baltischen Wäldern befeuert wurden.

Im Roman habe ich versucht, die Widersprüchlichkeit dieser versinkenden Welt in einer Szene zu fokussieren, in der Keyserling vom Bahnhof in Hasenpoth mit einer Kutsche zu seinem elterlichen Gut Tels-Paddern fährt. *„Sie stiegen auf den Kutschbock. Mahling schnalzte mit der Zunge, und der Schimmel fiel in einen gemächlichen Trab. Auf den abgeernteten Feldern und Äckern, die schon für die Wintersaat gepflügt waren, standen einzelne Bäume, manche hoch, aufrecht und*

*geradezu selbstbewusst, andere vom Wind seitwärts gebeugt wie Greise. Leute kamen von der Arbeit, gingen schweren Schritts einer hinter dem andern her, graue Gestalten, denen die tiefer sinkende Sonne die Gesichter rot färbte. Sie zogen die Mützen vom Kopf, als die Kutsche an ihnen vorbeifuhr. Durch die herbstliche Kargheit ging die Luft rauer als in Österreich, die Gehöfte, Stallungen, Schober und Dörfer waren ärmlicher, als ob das Land hier noch unbedingter herrschte und den Menschen mehr Kraft abverlangte als anderswo. Schneidend kalt im Winter, glühend heiß im Sommer, meilenweit nichts als Weiden, Felder, Seen, Äcker, und an den Horizonten immer diese Wälder, in denen das aufgehoben zu sein schien, was den Kern oder den geheimen Sinn dieser endlosen Landschaft ausmachte - Wälder, die sich zu einer einzigen Erscheinung zusammenfanden, dem Wald an sich, nur dem Meer oder dem Gebirge vergleichbar in seiner ausufernden Einsamkeit.*

*Aber plötzlich dann, einer Fata Morgana gleich, ein großer Gutshof, ein Herrenhaus oder ein Schloss, umgeben von einem Park, die Bewohner adlig bis zur Narrheit. Im russischen Zarenreich bildeten sie eine Enklave deutscher Adelskultur, die noch Tugenden wie Anständigkeit und Bescheidenheit und einen ästhetischen Gestaltungswillen konservierte, für die in der industriellen Hektik der Gründerjahre und dem säbelrasselnden, kriegslüsternen Lärm des deutschen Kaiserreichs kein Platz mehr war. Etwas Sanftes und Bedächtiges, etwas Träumerisches und Schwärmerisches, auch eine Ironie, die kaum je in Häme und Zynismus umschlug, prägte Charaktere, die mit Preußens Gloria und zackigen Stehschritten nichts gemein hatten.*

*Der Spottvers ‚Wo sich aufhört die Kultur, da beginnt sich der Masur‘ mochte für den östlichsten Teil des Deutschen Reichs gelten – fürs Baltikum traf er nicht zu. Als Randregion des Zarenreichs war es technisch und industriell zwar rückständig, aber Kurland war eben auch immer noch Kulturland, erhielten sich hier doch sehr alte, zum Teil auf die Kreuzzüge zurückgehende Traditionen, die im Deutschen Reich längst unter die Räder einer militarisierten Moderne gerieten. Mit Marotten, Ticks und Verschrobenheiten behaftet, aber - oder vielleicht eben deshalb - ästhetisch empfänglich und empfindlich bis an die Grenze zur Dekadenz,*

*epigonenhaft, aber nicht verkalkt, stockkonservativ, nachgiebig reaktionär, milde chauvinistisch, so lebte der baltische Adel im Dornröschenschlaf einer unzeitgemäßen Selbstgenügsamkeit vor sich hin. Und das weite Land war ein stiller Winkel am Rand der ständig lauter werdenden Welt.“*

Während meine Zuneigung zu Keyserling von Buch zu Buch wuchs, dämmerte mir allerdings auch, wie durch oberflächliche Lektüre die Fehleinschätzungen und Missverständnisse, die über dies Werk im Umlauf sind, entstehen konnten. Nimmt man nämlich den Erzählungen, Novellen und Romanen ihren Stil und reduziert sie auf Handlung, auf plot-orientierte Inhaltsangaben, könnte man meinen, in die seichtesten Gewässer der Trivialität verschlagen worden zu sein. Lion Feuchtwanger, der als junger Dramaturg in München an Inszenierungen Keyserlingscher Stücke beteiligt war, hat 1915 (in einem Essay anlässlich Keyserlings 60. Geburtstags) Inventar und Personal von dessen Schlossgeschichten nahezu parodistisch zusammengefasst. Der Leser habe es nämlich mit einer „Welt in Watte“ zu tun, bevölkert von wackeren Junkern und stillen weißen Frauen, die ihr Gesinde mit barscher Güte behandeln, und soignierten, nervösen Herren, die ironische Bemerkungen von sich geben und „deren Seele immer Handschuhe trägt“, und frühreifen, graziösen Mädchen mit erwachenden Trieben und draufgängerischen Baronen, die mit solchen Mädchen anbändeln, oder frustrierten Baronessen, die mit windigen Künstlern durchbrennen, um dann doch nur desillusioniert und reumütig in die muffige Wattewelt zurückzukehren. Man fällt im Duell, ertränkt sich, lockert Brücken, über die der Nebenbuhler mit dem Schlitten fahren muss, erschießt sich manchmal sogar selbst und immer so weiter und ewig so fort durch Adelskitsch und Edelschund.

Nun sei aber, so Feuchtwanger, das Entscheidende, sozusagen der Witz bei Keyserling, dass und wie er seine Stoffe entmaterialisiert. „Seine Darstellung saugt das Stoffliche gewissermaßen auf.“ Und in der Tat ist Keyserlings Werk ein schlagendes Beispiel für die altbekannte, aber häufig ignorierte Tatsache, dass ästhetische Relevanz nicht vom Gegenstand abhängt, dass es in der Kunst nicht um das Was, sondern um das Wie der Darstellung geht. So wenig die Seerosen große

Kunst waren, sondern die Art, in der Monet sie malte, so wenig Obst ein ästhetisches Ereignis war, sondern die Art, in der Keyserlings Freund Lovis Corinth es auf die Leinwand brachte, so wenig hatte eben auch die baltische Adelswelt als solche literarische Qualitäten. Diese entstehen erst durch die ironische Weise, in der Keyserling sie beschrieb und in der Beschreibung zugleich als hinfällige, verschwindende Klasse dekonstruierte.

Insofern war Keyserling in der Tat ein Impressionist. Seine unübertroffene stilistische Eleganz verdankt sich einem subtilen Humor, psychologischer Sensibilität und Raffinesse und vor allem einer ironischen Grundhaltung, deren Spannweite von liebevoll-milden Bonmots bis zu ätzenden Zynismen reicht. Unübertroffen war er auch in der Evozierung erotischer Stimmungen und Spannungen. Er wusste, wovon er schrieb, war er doch der Damenwelt sehr zugetan und stieß dort auch, seinem unvoreilhaftigen Aussehen zum Trotz, auf mancherlei Gegenliebe, was er nicht nur seinem gesellschaftlichen Rang verdankte, sondern vor allem seinem Charme. Freilich verdankte er dem auch die Syphilis, mit der er sich während seiner Wiener Jahre infizierte.

Thomas Manns kluger Nekrolog auf Keyserling aus dem Jahr 1918 argumentiert in eine ähnliche Richtung, wenn es dort etwa heißt, nicht nur sein Werk sei die melancholische Ironisierung seines Heimatmilieus, sondern sein Künstlertum selbst sei die Sublimierung adeliger Diskretion und Haltung gewesen. Im Vergleich zu Fontane habe Keyserlings Werk „nervöseren Puls; der Blick auf das Leben ist kälter geworden, die Ironie geistiger, das Wort präziser, der Gesamthabitus ungemütlicher, künstlerischer und weltläufiger.“ Thomas Mann schloss seine Würdigung mit der, im Wortsinn denk-würdigen, Bemerkung, „dass Keyserling niemals im engeren Sinn des Wortes ‚geschriftstellert‘ hat. Ich wüsste nicht, dass irgendeine kritische Äußerung, irgend etwas wie Urteil, Meinung und ‚Stellungnahme‘ von ihm existierte. Dies ist der Reinheit seines Bildes sehr zuträglich.“

Das Wort von der Schriftstellerei, die sich ins Tagesgeschehen einmischt und damit gewissermaßen politisch-journalistisch wird, dürfte auch ein heimlicher Seitenhieb des damals entschieden „unpolitischen“ Thomas Mann auf seinen Bruder

Heinrich gewesen sein; gleichwohl ist die Beobachtung natürlich zutreffend, dass Keyserlings Werk von Zeitdiagnostik fast völlig frei ist – ganz zu schweigen von politischem Engagement. Die Widersprüche seiner Epoche, die man die Belle Epoque genannt hat, die schöne Zeit, sind geprägt durch den rasanten industriellen Fortschritt der Gründerjahre, zugleich aber durch den Zerfall überkommener Werte und Traditionen. Einerseits ein technologischer, sachlicher Positivismus, andererseits eine kulturelle Blüte, in der Literatur, Musik und bildende Kunst hohes Ansehen genossen und das waren, was man heute Leitmedien nennen würde. Die Gesellschaftskritik des Grafen besteht jedoch darin, dass er die Gesellschaft, die ihn als *persona non grata* verstieß, vorführt, indem er sie zu Wort kommen lässt, sie gewissermaßen zitiert, und sein Urteil findet sich, wie halblaut beiseite gesprochen, im Gestus der Ironie. Aus dieser Verbannung vordergründiger Aktualität entsteht in den Romanen und Erzählungen Keyserlings eine Art geschlossener Schneekugelwelt, jene „Welt in Watte“, die nicht veraltet oder anachronistisch wirkt, weil sie unzeitgemäß ist und es immer schon war und eben deshalb zeitlos modern ist und bleiben wird.

Im Roman lasse ich Keyserling im Gespräch mit Corinth folgendes sagen: *„Die Probleme der Gegenwart sind noch nie Thema großer Werke geworden. Davon ist er überzeugt. Wahre Literatur kennt keine neuesten Nachrichten und kann deshalb auch nie von gestern sein, kann altern, aber nicht veralten. Hat einer wie Flaubert die Französische Revolution nicht viel wirkungsvoller fortgesetzt, indem er Madame Bovary schrieb, als wenn er sich auf irgendeiner dummen Barrikade hätte erschießen lassen?“*

*Tagesaktuelle Literatur (...) ist eigentlich nur Journalismus, literarisch bedeutend ist sie nie und nimmer, weil sie parteiisch ist und keine Ironie kennt. Und weil ihr die Distanz fehlt.“*

Die Distanz, die Keyserling zu seinen Gegenständen, seiner Welt und seinen Menschen, aufbrachte, war aber nicht nur die der Ironie. Vielmehr ergab sie sich durch die räumliche Entfernung von seiner Welt. Der schottische Schriftsteller Robert Louis Stevenson, den es auf der Suche nach einem Klima, das seiner

Lungenkrankheit zuträglicher war als seine raue Heimat, in die Südsee verschlug, hat die Bemerkung gemacht, dass der heimatliche Kamin in der Fremde heller und wärmer glüht als daheim. Das will sagen, dass Dinge, die zu verschwinden drohen, eine eigentümliche Strahlkraft entwickeln, angesichts des Verlustes zu Bildern und Texten gerinnen. Denn so richtig dabei gewesen ist man ja sowieso immer erst in der Erinnerung. Je ferner ihm Kurland rückte, desto klarer prägten sich kurländische Motive, Stoffe und Themen aus. Und noch etwas kam hinzu. Infolge seiner Syphilis nahm Keyserlings Sehkraft ständig ab. Seine Werke diktierte er seinen Schwestern. Und so gilt auch für diese optisch wachsende Distanzierung von der Welt, dass die Farben der Erinnerung umso heller zu leuchten schienen, je trüber Keyserlings Augenlicht wurde. Die farbenprächtigen Gärten seiner Geschichten bilden gewissermaßen die Kehrseite seiner Erblindung.

2.

Weil wir nicht unbedingt das Neueste lesen wollen, sondern immer nur das Beste, bestreite ich mit dem Freund, der mir Keyserling so erfolgreich ans Herz gelegt hatte, einmal im Jahr einen Abend, der jeweils einem Autor oder einer Autorin gewidmet ist, dem oder der in der absurden Schnelllebigkeit des Literaturbetriebs das Vergessenwerden droht. Und nachdem nun auch ich dem imaginären Keyserling-Club beigetreten war, verabredeten wir einen Keyserling-Abend. Bei der Vorbereitung merkten wir allerdings schnell, dass man zwar das Werk würde vorstellen und empfehlen können, dass jedoch das Leben dieses Autors nur schwer zu erschließen ist. Eine Autobiografie hat er nicht verfasst, und es gibt auch keine Biografie über ihn, nicht einmal ein bescheidenes rororo-Bändchen, das er doch allemal verdient hätte.

Die biografischen Quellen gleichen spärlichen Rinnsalen. Über seine Münchner Jahre von 1895 bis zu seinem Tod 1918 gibt es immerhin einige Erinnerungen und recht aussagekräftige Anekdoten aus der Schwabinger Boheme, in deren Kreisen er verkehrte und überaus beliebt war. Seine Kindheit und Jugend

sowie seine Studienjahre in Kurland sowie sein immerhin zwölfjähriger Aufenthalt in Wien verlieren sich jedoch weitgehend im Dunkeln oder jedenfalls im Zwielflicht. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Keyserling testamentarisch verfügt hatte, sein kompletter Nachlass müsse vernichtet werden. Diesem Autodafé fielen sämtliche Manuskripte, Briefe, persönlichen Dokumente und Aufzeichnungen zum Opfer, und falls es Tagebücher gegeben haben sollte, landeten auch sie im Ofen, den eine von Keyserlings sieben Schwestern mit dem Nachlass ihres Bruders heizte.

Die Frage, *warum* Keyserling seinen Nachlass vernichtet wissen wollte, ist nicht zweifelsfrei zu beantworten. Max Halbe, Keyserlings Freund und Kollege, hat in seinen Memoiren bemerkt, Keyserling sei schon zu Lebzeiten „wenig mitteilnehmend gewesen, was seine Entwicklungs- und seine junge Manneszeit anging. Manchmal ließ es sich geradezu an, als liege da ein Geheimnis seines Lebens verborgen, das er nicht gern enthüllt sehen wollte.“ Der Verdacht scheint also nicht unbegründet, dass Keyserling gewisse skandalöse Episoden seiner Vergangenheit geheim halten wollte oder musste.

Besonders mysteriös sind jene Ereignisse, die sich 1877/78 während seines Studiums in Dorpat (heute: Tartu in Estland) zugetragen haben, Ereignisse, die einen Skandal auslösten und Keyserling zur *persona non grata* machten. Was war passiert? Belegt ist, dass Keyserling, der häufig Spielschulden hatte, Kassenwart seiner Studentenverbindung war – keine sehr glückliche Kombination, die ihn dazu verführte, in diese Kasse zu greifen, um Schulden zu begleichen.

Da Keyserling das Geld zurücklegte, als er wieder flüssig war, handelte es sich, genau genommen, nicht um Diebstahl, sondern lediglich um einen zinslosen Kredit und war insofern eigentlich ein Kavaliersdelikt. Über dergleichen Bagatellen deckte man üblicherweise den weiten Mantel aus Corpsgeist und Adelsolidarität, doch als die Sache aufflog, wurde Keyserling nicht nur aus der Verbindung ausgeschlossen, sondern auch von der Universität verwiesen. Er floh Hals über Kopf nach Wien, ließ sich zwölf Jahre lang nicht mehr in Kurland blicken und war in Kreisen des baltischen Adels „unmöglich“ geworden.

Soweit die historisch einigermaßen gesicherten Fakten, die mir, je länger ich darüber nachdachte, plausibel, aber nicht erschöpfend vorkamen. Es musste mehr im Spiel gewesen sein als nur ein selbst gewährter, aber doch auch zurückgezahlter und also verzeihlicher Kredit, um auf beiden Seiten derart unverhältnismäßig heftige Reaktionen auszulösen. Und indem ich mich fragte, welche triftigeren Gründe es hätte geben können, dämmerte mir, dass die Antwort direkt ins Zentrum von Keyserlings Künstlertum führen musste. Ohne diese Affäre wäre er nämlich nicht nach Wien geflohen, sondern hätte in Dorpat sein Studium als Verwaltungsjurist beendet, hätte vermutlich standesgemäß geheiratet, den Rest seines Lebens als kurländischer Gutsherr verbracht und vielleicht auch nach Feierabend sogar noch das eine oder andere Gedicht geschrieben. Vor einem solchen prädestinierten Lebenslauf hat ihn der Dorpater Skandal bewahrt. Er brachte ihn in eine produktive Distanz zu seiner Herkunftswelt und wurde somit zum Ursprung und zum Dreh- und Angelpunkt seiner schriftstellerischen Energie und Existenz.

### 3.

Die fehlenden triftigen Gründe für die dramatischen Reaktionen auf Keyserlings „Fehltritt“ bilden die rätselhafteste Leerstelle in seiner Biografie und wurden zum Treibstoff meines Romans, der diese Leerstelle mit den Mitteln der Fiktion füllt. Den historisch belegten Tatsachen fügte ich zwei Momente hinzu, die aus der Dummheit, der Lappalie oder wie auch immer man den Griff in die Kasse später bagatellisiert haben mag, die also aus einem Kavaliersdelikt einen so handfesten Skandal machten, dass Keyserling seine Herkunftswelt verlassen musste und sukzessive mehr oder weniger freiwillig zum Künstler wurde. Seine Eleganz, seine Soigniertheit und insbesondere sein Ehrgefühl blieben freilich stabil, und deshalb musste es ihm höchst peinlich gewesen sein, vor einem Duell zu kneifen. Dies erste von mir eingeführte Motiv ist also ein Verstoß gegen den Ehrenkodex. Das zweite Motiv ist erotischer Natur, erzählt von einer *amour fou* Keyserlings, die ihn überhaupt erst zum verhängnisvollen Griff in die Kasse verleitet. Diese beiden Motive sind, wie gesagt,

Dichtung. Ich bin mir aber recht sicher, dass die Dichtung der Wahrheit sehr nahe kommt und letztlich auch eine plausible Erklärung liefert, warum Keyserling seinen Nachlass vernichten ließ. Dass sich die Dichtung auch hier wieder einmal zur Wahrheit wandelte, beweist im Übrigen die Tatsache, dass meine Version der Keyserlingschen Biografie für eine Weile in der Online-Enzyklopädie Wikipedia als historische Tatsache behandelt wurde.

Insofern war von vorneherein klar, dass die Dorpater Affäre die Achse bilden musste, um die sich mein Roman drehen würde. Unklar war vorerst, aus welcher Perspektive, welcher Situation und welcher Haltung heraus sich die Geschichte am besten erzählen ließ. Eine Möglichkeit bestand darin, den alten, blinden und gelähmten Keyserling in seiner Münchner Matratzengruft aus seinem Leben erzählen und schließlich das Testament mit der Verfügung der Nachlassvernichtung diktieren zu lassen. Das alles würde der Alte jedoch nicht irgendwem erzählen, sondern seinem Neffen Hermann Graf Keyserling, einem Philosophen, der durch die Welt reiste, über seine Reisen höchst erfolgreiche Bücher verfasste und es damit im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu einer gewissen Berühmtheit brachte. Er war esoterisch angehaucht, weshalb über ihn (nicht, wie manchmal fälschlich behauptet, über seinen damals weniger berühmten Onkel Eduard) ein gern zitierter Spottvers kursierte: „Als Gottes Atem leiser ging, / schuf er den Grafen Keyserling.“ Beim Zusammentreffen des hinfälligen, aber immer noch ironisch, auch und gerade selbstironisch gestimmten Schriftstellers mit seinem Neffen, der alles, sich selbst inklusive, sehr ernst und bedeutungsvoll nahm, hätte man Eduard von Keyserling zu einem unzuverlässigen Erzähler par excellence machen können.

Die Idee war reizvoll, aber ich ließ sie schließlich doch fallen zu Gunsten der Entstehungsgeschichte jenes Porträts, das Lovis Corinth im Sommer 1901 von Keyserling gemalt hatte. Denn in den anekdotenreichen Memoiren des Verlegers Korfiz Holm, der ein sehr guter Freund Keyserlings war, wird von dessen Reaktion auf Corinths Gemälde berichtet – eine Reaktion, die ich mir nicht entgehen lassen durfte und dann im Roman folgendermaßen verarbeitet habe: *„Keyserling drückt sich den Zwicker auf die Nase, beugt sich vor, erschrickt, schüttelt ungläubig den Kopf.*

*Eben, im Spiegel, hat er ganz anders ausgesehen. Corinth hat ihn aber zu einem gemacht, der mit Siebzig gestorben ist, ein paar Jahre im Grab gemodert hat und eben erst wieder herausgestiegen ist. Das soll sein Idealgesicht sein? Er rümpft die Nase über soviel malerische Brutalität. Aber das sagt er natürlich nicht.*

*„Es mach ja jut jemalt säin“, sagt er vielmehr leise und hört plötzlich in seiner Stimme den sanften Singsang der baltischen Mundart, ganz wie jene Opernsängerin, die sich erschrak, als sie zum ersten Mal ihre Stimme auf einer Grammophonplatte hörte. „Und jut unterhalten hat das Lovischen mich dabäi auch. So aussehn mecht ich aber lieber nich.“*

Und wer wollte Keyserling auch verdenken, dass er so lieber nicht aussehen wollte? Denn es ist ja ein nahezu brutales Bild, das nichts beschönigt und nicht schmeicheln will, sondern dem inneren Wesen, der Wahrheit eines Menschen auf der Spur ist. Es zeigt Keyserling, wie Corinth ihn sah, ist Corinths Version eines faszinierenden Menschen. Mit „Keyserlings Geheimnis“ habe ich eine andere Version geliefert, und manchmal frage ich mich, was der Graf wohl dazu gesagt hätte.

*Alle Rechte © beim Autor. Abdruck des Vortragsmanuskripts mit freundlicher Genehmigung des Autors.*

*Klaus Modicks Roman „Keyserlings Geheimnis“ erschien 2018 im Verlag Kiepenheuer & Witsch (Köln) und ist inzwischen auch als Taschenbuch (KiWi 1672) erhältlich.*